



Wir denken Deiner!

Neujahr-Skizze von J. Boß.

(Nachdruck verboten.)

„Liebster Friedrich, wie froh bin ich, daß Du kommst!“ Die blonde Komtesse Dorothe streckte dem eintretenden Gaste mit einem Aufleuchten der grauen Augen beide Hände entgegen.

Professor Friedrich von Bärwald zog die schlanke Mädchenhand an die Lippen. Sein blaßes, nervöses Gesicht überließ eine feine Röte. „Hast Du an meinem Kommen etwa gezweifelt, Dorothe?“

„Ach Gott, in diesen schrecklichen Zeiten jetzt meint man ja, daß sich immer etwas Böses ereignen könnte! Wir werden Silvester allein feiern müssen, Friedrich, Du und ich.“

Professor Bärwald sah seine schöne Cousine verwundern an: „Ich denke, Tante wollte doch, wie alljährlich —“

„Na, ja, Mama wollte unsere Freunde, soweit sie nicht im Felde sind, erst recht um sich versammeln; aber nun fühlt die Arme sich seit heute morgen so elend, daß ich schleunigst die Einladungen alle wieder telephonisch rückgängig machte!“

„Hast Du auch mir — ich komme nämlich nicht von Dabeim —“

„Nein, nein, Friedrich, ich war egoistisch und wollte gerade Dich hier haben, vorausgesetzt natürlich, daß Dir so ein stiller Jahresabschluss nur in Gesellschaft Deiner alten Base nicht zu langweilig ist?“ Sie versuchte, einen scherzenden Ton anzuschlagen, der ihr aber nicht recht gelang. Auch das schöne Gesicht blieb ernst und unbelebt, und in dem Blick, der die Züge des Veters streifte, lag es wie eine leise Angst, die aber wich, als der Professor seinen Arm leicht in den ihren schiebend, vorwurfsvoll jagte:

„Kennst Du mich so schlecht, Dorothe, daß Du nicht weißt, wie wenig ich mir aus lauter Gesellschaft mache?“

„Ich habe ja darauf gefündigt, wie Du siehst, mein Alter! Dieses trostlose neue Jahr, das so grau vor uns liegt, allein in meiner wenig amüsanten Gesellschaft beginnen zu müssen — davor hatte ich eine Heidenangst, vielleicht nur der Vorbedeutung wegen!“

„D — abergläubisch, Dorothe?“

Sie senkte den Kopf: „Man wird auch das in diesen schweren Tagen!“

„Vielleicht! Jedenfalls bin ich ganz stolz, daß Du in meiner bescheidenen Gesellschaft einen Schutz-

gegen das üble Omen siehst!“ jagte der Professor leise neckend, obwohl ihm der leichte Ton namenlos schwer fiel und das Herz ihm erregt und bedrückt gegen die Rippen pochte.

Die grauen Mädchenaugen tauchten eine Sekunde mit einem seltsamen Blick in die seinen. „Was bist Du dumm, Friedrich!“ Das klang so bitter. Aber er mußte sich wohl verhöhrt haben, denn gleich darauf sagte Dorothe mit ihrem alten, warmen Ton: „Sei lieb, Professorchon, zünde mal drüben im Salon alle Kerzen am Weihnachtsbaum an, mache Dich nützlich! Ein fürstliches Mahl wird uns dann auch serviert werden, um zwölf steht unser Ranzsch bereit; Du siehst, ich habe dafür gesorgt, Dir Deinen Ritterdienst so leicht wie möglich zu machen und zu verfrühen!“

„Dorothe, jetzt sage ich, was bist Du dumm!“ Er biß sich auf die Lippen, über die sich Worte drängen wollten, die nicht gesprochen werden durften!

Sie sah ihn an und lachte leicht. „Möglich! Na — ich bringe jetzt Mama zu Bett; mach' es recht hell inzwischen, und dann wollen wir gemeinsam das alte Jahr begraben — Friede seiner Asche — schön war es nicht!“



„Soll ich Tante nicht —“
 „Nein, nein, laß nur! Mama ist sehr abgepaumt! Trinken sind Zigaretten — rauche, aber — nahe mir nicht etwa die besten Stücke von meinem Baum herab — ich bin bald wieder hier!“
 Damit hüchtete sie, ihm zunicke, hinaus.

Professor Bärwald sah ihr nach; ein fast angstvolles Gefühl bekenntete ihn; wie sollte er's der Ahnungslosen nur sagen, daß das neue Jahr noch schmerzlicher für sie begann, als das alte geendet! Der arme, arme Günther! Die arme Dorothe! — Während Professor Bärwald mechanisch die Kerzen der großen Tanne anzündete, stieg die Vergangenheit vor ihm auf. Sie waren unzertrennliche Kameraden gewesen, die wilde Dorothe, sein jüngerer Bruder Günther, und er, der ruhige, vernünftige, ältere „Freund“, zu dem die beiden Tölköpfe mit all ihren Sorgen kamen — solange sie noch Kinder waren. Viel änderte sich allerdings auch dann nicht an dem innigen Verhältnis, als sie heranwuchsen. Günther und Dorothe tobten nun freilich nicht mehr zusammen, hielten nicht täglich neue dumme Streiche aus, aber Günther war der erklärte Ritter seiner blonden Cousine, und daß er wohl bald noch mehr sein würde, galt in eingeweihten Kreisen als selbstverständlich. Auch Friedrich selbst fand es selbstverständlich; ichienem sie doch wie für einander geschaffen, der blühende, lachende Bruder und das lebensvolle, warmherzige Weib! Ohne Bitterkeit resignierte er, kämpfte den schweren Kampf gegen das heiße Gefühl, das ihn seit den Kinderjahren für die blonde Cousine erfüllte. Er und Dorothe! Er, der Gelehrte, der ernste Mann mit der schwankenden Gesundheit, die ihn zum Sport untauglich machte; mit seiner Menschlichkeit, die ihn von jeder lauten Geselligkeit, wie Dorothe und Günther sie liebten, ausschloß! Keiner wußte von dem Leid, das in ihm saß. Er blieb der treueste Freund der beiden und wunderte sich nur darüber, daß sie ihm niemals von ihrer Liebe für einander sprachen und so viel Zeit ungenützt verstreichen ließen! Und als Günther, glühend vor Begeisterung, ins Feld zog, und Dorothe ihn ziehen ließ, ohne eine Entscheidung herbeizuführen, so ruhig blieb, wie Friedrich sich ein liebendes Weib in solcher Situation nun und nimmer vorstellen konnte, da wurde er unruhig und unsicher. Beherzichte sie sich so gut? Aber warum hatten sie zu ihm kein Vertrauen? Und daß er ihr heute den Schmerz zufügen, ihr sagen mußte, daß Günther in den wüthenden Kämpfen in Flandern gefallen, es erschütterte Friedrich im Innersten. Und sagen mußte er es ihr doch! Gerade er! Keiner sonst sollte ihr das antun, als er, der ihren Schmerz erweisen konnte!

„Na, Friedrich, Du läßt Dir wohl Märchen erzählen von Waldesrauschen und stillem Bergfrieden von der alten Tanne?“ Damit legte Dorothe ihre weiche Hand auf seine Augen. Sie standen und sahen nun beide in die funkelnden Lichter. Es war so still um sie her, so feierlich!

„Weißt Du noch, wie wir als Kinder immer alle drei um den Baum herumgetanzt sind, und Du stets Angst hattest, wir würden ihn doch noch umwerfen, Günther und ich?“ Sie seufzte auf und zog ihn zu einem Ruhebett, steckte ihm eine Zigarette in den Mund und sich selbst auch eine an. „Wie weit das alles ist — wie versunken! Wie alles Gute — das einst war!“

„Bist Du traurig, Dorothe?“
 „Ja, Friedrich! Gerade die Festtage jezt, Weihnachten, Neujahr, die liebe ich so sehr! Da war sonst immer ein so froher, erwartungsvoller Jubel in mir — und nun — wie erdrückt ist alles von dem Jammer, der die Welt erfüllt!“

„Du — Du bangst Dich um Günther, Dorothe?“ Heimlich bebend sah er sie an.

Sie blieb ganz ruhig. „Na, ich bange mich um ihn, wie um so viele, die mir nahe stehen und in Gefahr sind!“

„Warum — warum spielst Du auch heute Verstecken vor mir, Dorothe?“

„Verstecken?“ Die grauen Augen sahen ihn verwundert an. „Was meinst Du?“
 Er sagte zärtlich ihre beiden Hände. „Liebe, kleine Dorothe — weißt Du noch, wie Du früher immer zum Alten kamst, damit er Dir helfen sollte? Ich möchte Dir helfen — helfen, wie ich nur kann, Dorothe — damit Du das Schwere tragen lernst, das das Schicksal Dir auferlegt!“

„Friedrich!“ Verständnißlos starrte sie ihn an. Dann, als sie sein verstörtes Gesicht bemerkte, seine geröteten Auglider, glitt es wie ein Blitz des Begreifens über sie hin. „O Gott — Günther?“ schrie sie auf.

Er nickte angstvoll. „Dorothe — Arme, Liebe!“ Und nun war wieder das Stammen in ihm; denn jetzt mußte es doch kommen, daß sie fassungslos wurde im Schmerz um den Geliebten.

Aber auch jetzt legte sich nur eine weiche Traurigkeit über das schöne Gesicht, ein paar große Tränen rollten über die blaß gewordenen Wangen, und sich zu ihm neigend, sagte sie innig: „Du armer, alter Fritz, wie hart für Dich! Du hast ihn so geliebt, den prächtigen Kerl!“

„Ach? Dorothe — ich?“ Ungläubig starrte er sie an. Sie nickte gedankenvoll:

„So ist sein Traum erfüllt! Einen raschen, fröhlichen Keitertod, den wünschte er sich! Armer, lieber Günther!“

„Ja, aber Dorothe — um Gottes willen —“

„Dich ersprecht wohl meine Ruhe, Friedrich? Hatte mich nicht für gefühllos — ich bin es nicht! Ich trauere ehrlich um den Genossen meiner schönen, fröhlichen Jugendtage, um den lieben Kameraden — nur — klagen — das kann ich nicht! Ich gönne ihm seinen Heldentod — er paßte zu ihm!“

„Dorothe — Du bist aber doch ein Weib — wie kannst Du nur — wenn man liebt —“

„Ich habe Günther nie geliebt, Friedrich!“

„Nicht geliebt — und er —“

„Wir waren treue, lustige Kameraden, nie mehr!“

„Und ich — ich dachte — o Herrgott! — Sekundenlang bedeckte er die Augen mit den Händen.“

„Du warst immer blind, mein guter Friedrich!“ sagte die blonde Dorothe herb und sah an ihm vorbei in die knisternden Zweige des Baumes.

„Geh er ging, Dein Bruder, da wollte er Dir die Augen öffnen — Dir sagen —“

„Was, Dorothe — Barmherzigkeit — was?“

„Daß ich nur einen Liebe, nur einen, der es nicht sehen will!“

„Dorothe!“ Er hatte sie an sich gerissen und bedeckte ihr Gesicht mit heißen, glühenden Küssen. Dann ließ er sie los, seufzte tief auf und sagte leise: „Dürfen wir denn glücklich sein, Dorothe — dürfen wir's — wo er —“

Sie schmiegte sich an ihn. „Wir dürfen, Du! Wenn er herabsehen könnte, er würde sich freuen!“ Sie zog ihn zum Fenster und riß die beiden Flügel auf. Mit vollen, tönenden Schlägen erklang die Mitternachtsstunde durch die Stille. Dorothe füllte schnell zwei Gläser. „Den Helben, die in fremder Erde ruhen, die für uns kämpften, für uns fielen — ihrer wollen wir gedenken in dieser ersten Stunde des neuen Jahres! Möge ihr Blut nicht umsonst geflossen sein!“ Hell klangen die Gläser zusammen. Grüzend flog ihr Blick hinauf zum nachdunkeln Himmel: „Im Glücke Deiner gedenken — wir werden es!“ sagte sie tief ergötzt und legte dann beide Arme fest um den Nacken des erschauernden Mannes, der seine Lippen voll Leidenschaft auf die ihrigen prezte.

Willst du was werden, säume nicht;
 Zur Zeit des Lernens träume nicht!
 Wilhelm Müller-Rückersdorf.

Zwischen Lipp' und Kelschstrand.

Roman von Erich Ebenstein.

(Schadent verboten.)

I. Kapitel.

Du hast noch nicht einmal Deinen Tee ausgerunkelt, Hertha!“ sagte das alte Fräulein Ninette v. Spandow, indem sie tadelnd den Kopf schüttelte, wobei alle ihre weißen Locken wackelten. „Aber Du darfst wirklich nicht fortwährend über Deine Lage nachgrübeln, das tut nicht gut! Mit geistlichen Dingen muß man sich abfinden und wieder mutig in die Zukunft blicken...“

Hertha v. Langenstein, ihre Nichte, seufzte tief auf, gab aber keine Antwort.

Fräulein Ninette trat zu ihr an den Divan und strich zärtlich über das blauschwarze Haar, das sich in Locken und Ringeln um ein Antlitz von seltener Schönheit legte.

„Kopf hoch, Mädchen! Du bist weder die einzige Tochter, die ihre Eltern verloren hat, noch das einzige adelige Fräulein, das sein Brot als Gesellschafterin verdienen will! Und gefällt es Dir denn nicht mehr bei mir? Haben wir es etwa nicht riesig nett und gemütlich hier in den Manjardenzimmerchen, wo wir über die Dächer anderer Leute hinweg wenigstens genug frische Luft und Sonnenlicht bekommen?“

„O Tanten! wie kannst Du nur so etwas fragen! Am Himmel bin ich bei Dir! Aber —“ sie schlang plötzlich leidenschaftlich die Arme um den runden Leib des alten Fräuleins und presste den Kopf an deren Brust, „begreiffst Du denn nicht, wie sehr es mich drückt, Dir so lange zur Last zu fallen? Länger als ein halbes Jahr warte ich nun auf irgend einen annehmbaren Posten und immer umsonst! Das kann doch nicht ewig so fortgehen...“

„Na, höre, jetzt bist Du aber gleich still! Leiden wir etwa Not? Wozu habe ich denn meine Pension als Stiefeladame?“

„Ah, die...! Damit mußt Du ja selbst so sparen...“

Beide sahen erschrocken zusammen. Draußen hatte es geklingelt, und gleichzeitig trommelte jemand laut an die Tür.

„Am Gottes Willen, Hertha — wer kann denn dies noch sein so spät am Abend? Es ist neun Uhr vorüber...“

Hertha hatte sich erhoben und war hinausgeeilt. Gleich darauf erschien sie mit einem prunkenden lachenden alten Herrn, dem „Onkel“ Remschmied, Tante Ninettens getreuem Verehrer.

„Nun, das ist ein Wetter draußen! Seit 30 Jahren hab' ich keinen solchen Regenguß erlebt! Uebrigens schön, daß Sie noch auf sind, meine Damen, ich bringe gute Nachrichten.“

Herthas dunkelgraue, tiefliegende Augen öffneten sich weit und erwartungsvoll.

„Eine Stelle für mich? O, Onkel Remschmied, wenn Sie darum gekommen wären!“ rief sie atemlos.

Der Doktor nickte lachend.

Ein verdammt heller Kopf, diese kleine Hertha Langenstein! Natürlich bin ich deshalb die vier Treppen heraufgekrochen und hab' Ihnen den Heidenreede vorhin eingezagt! Aber im Ernst gesprochen: Diesmal ist's was Brillantes. Können es ruhig annehmen auf meine Verantwortung hin: Sieinreiches Haus, angesehene Familie, glänzendes Honorar, nichts zu tun, als der Mutter gelegentlich mal vorzulesen und die Tochter zu chaperonieren. Na, was sagen Sie jetzt?“

Hertha war so sprachlos vor Freude, daß sie gar nichts sagte. Fräulein Ninette aber drängte ungeduldig: „Wer? So sagen Sie doch, wer? Nennen Sie die Familie?“

„Ganz Wien kennt sie, obwohl sie in der Provinz leben. — Sie auch, teuerste Ninette. Die Familie Petermann ist's, in Neu-Sammerdahlag,



Kommerzienrat, Millionär, Grubenbesitzer — was weiß ich? Eh — paßt das für unsere Kleine oder nicht?

Ninette v. Spandows Blick wurde beinahe andächtig.

„So? Die reichen Petermanns? Ja, dann...“
Hertha schwieg. Ein Schatten war bei Nennung dieses Namens sah über ihr marmorweißes Gesicht gegliitten. Jetzt stieg ein leichtes Rot in ihre Wangen.

Sie reichte dem alten Freunde die Hand.
„Ich danke Ihnen. Wann muß ich meinen Posten antreten?“

„So bald wie möglich — jedenfalls in ein paar Tagen. Ihre Vorgängerin wurde Knall und Fall entlassen, und man wünscht dringend Erbs. Aber mir scheint, Sie freuen sich gar nicht, Herrhachen?“

„Doch — ich freue mich sehr...“
„Und bekomme ich zur Belohnung einen Kuß?“

„Da haben Sie einen!“
Hertha drückte ihre weichen roten Lippen auf die grauen Bartspöckeln.

„Danke! War famos. Und nun kann ich ja wieder gehen.“

„I bewahre.“ protestierte Ninette, „nun trinken Sie erst noch eine Tasse Tee mit uns.“

„Wir — Tee! Ueberhaupt muß ich unbedingt in den „Erzherzog Johann“. Wissen Sie, es ist Dienstag — ergo: Skatabend! Auf Wiedersehen, meine Damen! Ihr allerergebener Diener!“

Die beiden Frauen blieben allein. Fräulein Ninette räumte erregt den Teetisch ab und schwatzte dabei unaufhörlich über das unerwartete Ereignis, während Hertha schweigend einen Reisekoffer herbeigehtolt hatte und ihre bescheidene Habe darin unierzubringen begann.

„Es ist ein großes Glück,“ wiederholte das alte Fräulein ein über das andere Mal, „denn es soll bei Petermanns großartig gelebt werden. Die Witwe des ältesten der drei Brüder, die Kommerzienrätin, die Dich engagieren will, ist, wie man sagt, ganz vornehme Dame. Sie gibt den Ton im Hause an. Und Hammer Schlag soll wie ein kleines Fürstentum sein... Du wirst aber mit Deiner bescheidenen Garderobe kaum auskommen —“

„Ich bin ja noch in Trauer, Tanten! Wer könnte übrigens von einer simplen Gesellschafterin Toilettenluxus erwarten?“

Fräulein Ninette schüttelte energisch den Kopf.
— „Mein, Liebling, so darfst Du nicht denken. Du repräsentierst in dieser plutokratischen Atmosphäre sozusagen die Geburtsaristokratie! Keinesfalls darfst Du zurücktreten oder Dich an die Wand drücken lassen! Mit ihrem ganzen Gelde können sich diese Petermanns unserer alten Adel nicht kaufen, und das ist immerhin ein wenig Trost für uns, die wir nichts haben als eben diesen durch Jahrhunderte erhaltenen Namen. Ich will, daß Du ihnen das nach und nach bringst, hörst Du? Ich werde Dir gleich nach dem nächsten Ersten einige Toiletten schicken.“

Hertha lächelte zerstreut. Dann küßte sie das alte Fräulein auf die Stirn.

„Du bist furchtbar gut, Tanten! Aber im Grunde ist dies alles so nebensächlich... Es fällt mir nicht ein, diesen Millionärinnen in Hammer Schlag durch Toiletten imponieren zu wollen. Und nun gute Nacht. Ich bin so müde. Morgen früh will ich zu Onkel Remschmid gehen und mich nach allem Nötigen genau erkundigen. Ich denke, übermorgen könnte ich dann reisen.“

Eine Stunde später schlich die Stiffsdame auf den Zehenspitzen an Herthas Bett und flüsterte leise: „Herthchen — Liebling — schlafst Du schon?“

„Nein, Tanten. Wünschst Du etwas?“
Fräulein Ninette ließ sich im Dunkeln auf den Bettrand nieder.

„Ja, siehst Du — da ist mir eben etwas eingefallen... Du wirst die Stelle bei Petermanns doch nicht annehmen können?“
„Warum nicht?“

„Weil ich mich eben daran erinnerte, daß... daß Graf Lintebach seinerzeit öfter den Namen Petermann nannte...“

Herthas Stimme klang plötzlich rau und kalt.
„Ich wüßte nicht, wie so dies meinen Entschluß irgendwie berühren könnte? Ich muß Geld verdienen, um leben zu können. Er...“

„Aber, Kind — hast Du denn bedacht, daß, wenn er mit Petermanns bekannt ist, Du mit ihm eines Tages dort wieder zusammentreffen könntest?“

„Ja. Aber dies könnte mir schließlich auch anderswo begegnen. Und meinst Du nicht, daß in einem solchen Falle nicht ich es bin, die ein solches Wiedersehen zu scheuen hätte?“

„Gewiß! Er hat absichtlich gehandelt an Dir, indem er erst seine Liebe so offen zur Schau trug, daß alle Welt berechtigt war, an die ernstesten Absichten zu glauben, während er dann Knall und Fall abreißte, ohne ein Wort der Erklärung und sogar, ohne nachher je wieder das geringste von sich hören zu lassen. Natürlich hätte nur er sich zu schämen... Immerhin wäre es auch für Dich sehr peinlich...“

„Es wird mir vieles peinlich sein in Zukunft. Aber seit ich mit Papas Tod Heimat, Stellung und — Freiheit verlor, habe ich mich darauf vorbereitet.“

Das alte Fräulein seufzte tief auf.

„Ja — ich weiß, Du bist tapfer. Aber ich möchte nicht, daß Du mehr an Bitterkeiten tragen mußt, als unbedingt nötig ist. Du hast Lintebach sehr lieb gehabt — ich fürchte — bist Du denn ganz sicher, daß er Dir völlig gleichgültig ist?“

Hertha schwieg. Fräulein Ninette wartete bestklommen und suchte in der Finsternis nach Herthas Hand. Plötzlich rief sie erschrocken: „O — Du weinst?“

„Laß nur — es ist schon vorüber,“ stammelte das junge Mädchen mit erstickter Stimme. „Nur die Erinnerung... es hat sich ja alles so furchtbar verändert um mich seit jener glücklichen, seligen Zeit...“

„Nein, ich würde nicht, daß Du nach Hammer Schlag gehst,“ sagte die Stiffsdame energisch. „Du bleibst bei mir, bis sich eben etwas anderes findet. Vielleicht kann Dir Remschmid hier Stunden verschaffen. Und wenn nicht, wird es auch so gehen. Nicht wahr, Liebling, Du läßt Deine alte Tante nicht allein?“

„Doch Tanten. Ich muß. Und sei nur beruhigt... ich bin ja nicht immer so ein weicherherziges Mädel. Ich kann auch sehr kalt und vernünftig sein und habe Freude an ehrlicher Arbeit. Hier würde mich die Scham zu Boden drücken, Dir zur Last zu fallen. Ach, bitte, mach mir die Sache nicht so schwer!“

„Aber —“
„Mein Aber, Tanten! Du mußt verstehen, daß es heute mein einziger Stolz ist, mich selbstständig durchs Leben zu schlagen, so gut es eben geht. Ich will unabhängig dastehen, und mit gebildeten Menschen zu tun haben. Dies finde ich in Hammer Schlag, und darum gehe ich hin. Mein Herz...“ ihre Stimme bebte und wurde plötzlich sehr weich, „mein Herz, Tanten, das lasse ich hier bei Dir!“

2. Kapitel.

Es war später Abend, als die Petermannsche Equipage, die Hertha von der Bahnhstation abgeholt hatte, vor dem Schlosse hielt.

Ein Diener nahm ihr das Gepäck ab und meldete höflich, daß die Herrschaften das Abendbrot schon eingenommen hätten, im Salon versammelt seien und dort Fräulein v. Langenstein erwarteten, wenn sie soupiert habe und nachher hinabkommen wolle. Das Souper werde auf dem Zimmer des gnädigen Fräuleins serviert werden.

Fröstelnd und müde von der langen Fahrt durch Wälder und an den ausgedehnten Hüttenwerken der Familie Petermann vorüber, stieg

Hertha die Treppe zu ihrem im zweiten Stockwerk gelegenen Zimmer hinauf.

Dies war, wie alles, was Hertha bis jetzt erblickt hatte, vornehm, elegant und mit verschwenderischem Reichtum ausgestattet.

Das elektrische Licht war in abarten Beleuchtungskörpern angebracht, die drei großen Fenster gingen in den weit ausgedehnten Park, um den gegenwärtig blaßes Mondlicht seinen Zauber wob. Nebenan war ein kleines, ganz im englischen Stil gehaltenes Schlafkabinett.

Hertha wusch den Reisetraub ab, kleidete sich um und aß dann hastig ein paar Bissen von den verschobenen Gängen, die ein Diener lautlos servierte. Dann ließ sie sich in den Salon hinabführen.

Eine sehr schlank, hochgewachsene Dame, die noch Spuren ungewöhnlicher Schönheit und eine feine Ähnlichkeit mit der verstorbenen Kaiserin von Oesterreich — aber ohne deren Liebreiz — aufwies, erhob sich vom Sofa und kam Hertha mit gemessener Liebenswürdigkeit entgegen.

„Ich bin die Kommerzienrätin Petermann,“ sagte sie freundlich, aber sogleich leise die Distanz markierend, die sie zwischen sich und der neuen Gesellschafterin gewahrt zu sehen wünschte, „seien Sie willkommen bei uns, Fräulein v. Langenstein!“

Nachdem sie sich erkundigt hatte, wie die Reise gewesen sei und ob Hertha mit ihren Zimmern zufrieden sei, sagte sie: „Ich will Sie nun mit den Mitgliedern unserer Familie und deren Stellung ein wenig bekannt zu machen suchen. Mein Schwager Konrad, der seit meines Mannes Tod erster Chef der Gewerke ist, bleibt während der Woche meist in Alt-Hammer Schlag beim Hüttenwerk draußen und verbringt nur den Sonntag mit uns, während mein Sohn es vorzieht, hier zu wohnen und täglich hinauszufahren. Er ist der zweite Chef. Mein jüngster Schwager Herbert hat sich ganz vom Geschäft zurückgezogen und läßt seine Wohnung hier im Hause unbenutzt, da er den größten Teil des Jahres auf seinem Jagdschloß Lannstein verbringt. Sie werden also das weibliche Element in Neu-Hammer Schlag überwiegend finden.“

Damit führte sie Hertha zu zwei Damen, die, mit Handarbeiten beschäftigt, an einem ovalen Tisch saßen.

„Meine Schwägerin Adele Petermann und ihre Tochter Fjilde. Frez neue Gesellschafterin, Fräulein v. Langenstein.“

Vier blaue Augen richteten sich neugierig auf Hertha, die kreisrunden Adele Petermanns musterte, Fjildes tief unter dunklen Wimpern und Brauen liegende etwas hochmütig.

Die Begrüßung der beiden Damen war ebenso verschieden wie ihr Aussehen.

Fjilde, eine auffallende Schönheit, nickte kurz mit dem goldblonden Kopf und sagte, die vornehme Herablassung ihrer Tante bewußt oder unbewußt markierend: „Willkommen in Hammer Schlag.“ Sie wies flüchtig auf einen leerstehenden Stuhl neben sich. „Bitte, nehmen Sie Platz, Fräulein.“

Dann nahm sie ihre Handarbeit wieder auf und arbeitete schweigend weiter.

Ihre Mutter, die klein, beleibt und mit profziger Kostbarkeit gekleidet war, machte durchaus keinen so vornehmen Eindruck wie ihre schöne Tochter oder die Kommerzienrätin. Sie reichte Hertha freundlich die Hand und begann sogleich ein Gespräch mit ihr, in dessen Verlauf sie zwischen zahllosen Fragen nach Herthas Familienverhältnissen eine Menge Bemerkungen einfloßte, die den Reichtum und die Bedeutung der Familie Petermann ins rechte Licht setzen sollten.

Hertha, die lächelnd zuhörte, und alle Fragen bereitwillig beantwortete, bemerkte, wie Fjilde ihre Mutter mehrmals halb ungeduldig, halb ge-



ringlich von der Seite anfaß und dann einen spöttischen Blick mit ihrer Tante wechselte.

Die Kommerzienrätin entließ sich endlich, ihre redselige Schwägerin kurzweg zu unterbrechen. „Du entschuldigst, liebe Adele, aber ich möchte Fräulein v. Langenstein jetzt doch mit ihrem Schicksal befaßt machen.“

„Natürlich! Verzeih', daß ich nicht daran dachte. See ist mit ihrem Bräutigam noch auf der Terrasse. Sei so gut, Ida, und ruhe sie. Ruhe auch Ferry.“

Isolde erhob sich und schritt auf eine offenstehende Glastür zu, die Hertha erst jetzt bemerkte.

Während sie sich entfernte, sagte die Kommerzienrätin mit einer gewissen Hast: „Ich muß Sie darauf vorbereiten, daß meine Tochter Sie vielleicht anfangs nicht sehr freundlich empfangen wird. Sie war immer zart und leidend, infolgedessen immer reizbar. Man konnte bis jetzt nie einen energischen Einfluß auf ihren oft wunderlichen Gedankengang ausüben, und ich fürchte, Sie werden sie für ein junges Mädchen unheimlich selbständig finden.“

„Sage es doch lieber gerade heraus,“ unterbrach Frau Adele ihre Schwägerin trocken. „See ist direkt aus der Art geschlagen! Sie kümmert sich nicht im mindesten um uns, tut, was sie will, und hat sich sogar vor einem Jahre hinter unserem Rücken verlobt.“

Die Kommerzienrätin seufzte.

„Leider kann ich meiner Schwägerin nicht widersprechen. Mein Schwager Herber ist der einzige außer Fees Bräutigam, der Einfluß auf sie hat, und ich muß hinzufügen: leider keinen guten! Er bestärkt sie in ihren Seltsamkeiten, er bestand darauf, daß man See nach meines Mannes Tode mündig sprach, und er war es, der hinter unserem Rücken ihre Verlobung betrieb, obwohl wir eine Heirat Fees ihrer schwankenden Gesundheit wegen im Grunde überhaupt mißbilligen müssen.“

Wieder war es Frau Adele, die ihre Schwägerin unterbrach.

„Nun, nun,“ meinte sie gutmütig. „seitdem ist See ja doch ganz gesund und schließlich ist es auch nett, daß sie Grünin wird! Ich für meine Person habe mich mit der Sache ausgeöhnt. Linkenbach wird sie gewiß auch noch mit der Zeit etwas lebenswürdiger gegen uns machen.“

Hertha hatte nur eines gehört —: den Namen Linkenbach.

Diese Blässe überzog ihr Antlitz, und sie unterdrückte nur mit Mühe einen Schrei.

Linkenbach! Ah Gott, wenn es Harald Linkenbach wäre...! Verlobt mit Fee Petermann! Verlobt?

Aber nein. Das war ja nicht denkbar! Frau Adele hatte gelacht „vor einem Jahr“ — und vor einem Jahr war er ja in Wien gewesen und hatte sie, Hertha, geliebt...

Ihre Gedanken wurden unterbrochen durch die Worte der Kommerzienrätin, die aufstehend sagte: „Nun, da seid Ihr ja! Erlaube, Fee, daß ich Dir Deine neue Gesellschafterin vorstelle: Fräulein v. Langenstein.“

Hertha stand regungslos. Sie blickte geistesabwesend auf eine schlanke, unentwidelte Gestalt, die keine Miene machte, sich ihr zu nähern, und neben der ein anderer... ein anderer...

Die Kommerzienrätin machte eine Handbewegung gegen ihren zukünftigen Schwiegerohn hin: „Graf Harald Linkenbach, der Verlobte meiner Tochter.“

Hertha, die den Mann wiedererkannt hatte, der seit mehr als einem Jahre ihre Seele mit seltsamem Glücke und tiefstem Leid erfüllte, stand, als er den Fuß über die Schwelle des Salons setzte, ohne mit einer Wimper zu zucken, da.

Er aber, der Hertha erst jetzt erkannte, verlor eine Sekunde lang beinahe alle Fassung.

Seine Augen öffneten sich weit, das Blut schoß ihm jäh ins Gesicht, und ebenso jäh wieder einer unheimlichen Blässe Platz zu machen.

„Fräulein v. Langenstein — Sie — Sie sind...“

„Ja, wir sind alte Bekannte,“ fiel Hertha ruhig ein, ohne daß ein Zug ihres Gesichtes sich veränderte. „Der Graf war einer meiner Tänzer im vorigen Winter,“ setzte sie, sich erklärend an die Kommerzienrätin wendend, hinzu. Sie sprach mit der Sicherheit der Weltkame, die die Situation völlig beherrschte.

Dann reichte sie Fee höflich die Hand. „Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen. Höfentlich werden wir einander recht gut verstehen lernen.“

Fee Petermann, aus deren blassen, unheimlichen Gesichtchen zwei übergroße dunkle Augen mit seltsam unjugendlichem Ausdruck in die Welt blickten, legte ihre durchsichtige Hand nur flüchtig in die dargebotene.

„Freuen Sie sich nicht zu früh! Die Gesellschafterdamen, die man mir seit zwei Jahren in rascher Folge servierte, hatten nicht viel Glück bei mir. Ich bin eine sehr ungeliebte Natur. Die letzte habe ich vor vier Tagen an die Luft gesetzt,“ antwortete sie schroff ablehnend.

„See!“ unterbrach sie ihre Mutter tadelnd und blickte Harald Linkenbach hilfeheißend an. Aber der rührte sich nicht. Schweigend stand er beiseite und drehte nervös an seinem blonden Stützbaum herum, während die braunen Augen einen verwirrten Ausdruck trugen.

„Da sehen Sie gleich, wie sie ist,“ flüsterte Frau Adele Hertha leise zu.

Hertha hatte einen Augenblick betroffen in Fees Gesicht gestarrt. Instinktiv stieg eine Abneigung in ihr auf gegen dieses blasse Geschöpf, das, nachdem es ihr alles geraubt hatte, was ihr das Leben lebenswert machte, sie nun noch mit unliebenswürdigen Worten empfing.

Dann aber lächelte sie kühl und sagte ruhig: „Da ich aber nun einmal hier bin, wollen wir wenigstens versuchen, einander erst einmal kennen zu lernen, ehe wir... verwerfen. Fräulein See, nicht wahr?“

Und sie begann ein gleichgültiges Gespräch. Isolde, die allein Linkenbachs erste Bestürzung bemerkt hatte, während die anderen sie nur für Ueberrassigung nahmen, trat jetzt an seine Seite und flüsterte ihm leise und spöttisch zu: „Warum haben Sie uns denn nicht vorher gesagt, daß Sie diese Langenstein kennen?“

Er fuhr beinahe heftig aus seinen Gedanken auf.

„Wie konnte ich dies? Ich war fünf Tage nicht in Hammer Schlag! Man erzählte mir heute, daß eine neue Gesellschafterin kommen sollte, aber niemand nannte einen Namen. Hätte ich geahnt...“ Er brach ab.

Die blonde Isolde betrachtete ihn kühl beobachtend von der Seite.

„Dann wären Sie wohl dagegen gewesen, nicht wahr?“ fiel sie rasch mit einem lauernden Blick ein. Abermals fuhr er auf. Zweimal gereizt.

„Ach? Wieso? Was kümmert mich diese Geschichte? Ich begreife wirklich nicht, was Ihnen einfällt, Isolde!“

„Nun, ich dachte nur so... See ist doch Ihre Braut. Und wenn die Langenstein keine passende Gesellschafterin für sie wäre...“

„Aber wie kommen Sie um Gotteswillen zu einer solchen Annahme, Isolde? Fräulein v. Langenstein gehört ja doch zur besten Gesellschaft, und ich begreife im Gegenteil nur nicht...“

Zum zweiten Male brach er unvermittelt ab. „Wie sie sich so herablassen konnte, nach Hammer Schlag zu kommen — ach so! Und das alteriere Sie wohl so sehr?“ Isolde lächelte plötzlich ironisch.

„Nicht? Nicht im geringsten.“ Er fuhr sich nervös über die Stirn und drehte dann Isolde einfach den Rücken, indem er Fee mit großer Zärtlichkeit den Arm bot.

„Liebes Kind, Du freust Dich dochin so sehr über die milde Frühlingsluft und den Mondschein

draußen... ich muß in einer halben Stunde fort. Die Herrschaften werden gewiß entschuldigen, wenn wir uns wieder auf die Terrasse zurückziehen.“

In diesem Augenblicke trat der Sohn des Hauses, Ferry Petermann, ein.

Auch er stutzte einen Augenblick beim Anblick Herthas, als ihn seine Mutter vorstellte. Aber es war nur ein fast erstickenes Staunen über ihre selten regelmäßige Schönheit, das blitzgleich über seine kalten Züge glitt und noch gleich einem Reflex in den halbgeschlossenen Augen liegen blieb, als er schon längst von seiner Cousine in ein Gespräch verwickelt worden war.

Isolde sprach ruhig lächelnd wie immer. Aber so oft ihr Blick zufällig über Hertha hinglitt, erfaßte sie eine leise Unruhe, und sie dachte: „Es ist töricht von Tante gewesen, ein so hervorragend schönes Geschöpf nach Hammerschlag kommen zu lassen. Was an mir liegt, will ich tun, um sie baldmöglichst wieder fortzubringen — wenn Fee es nicht tut.“

3. Kapitel.

In dieser ersten Nacht zu Hammerschlag wanderte Hertha viele Stunden lang ruhelos in ihrem Zimmer auf und nieder.

Sie hatte die Schuhe ausgezogen, damit niemand im Hause durch sie gestört werden sollte, denn Fees Zimmer lagen, nur durch einen kleinen Salon getrennt, nebenan. Jedemal, wenn Herthas Blick nach dieser Richtung glitt, zog ein seltsam bitteres, wehmütiges Gefühl ihre Brust zusammen.

Um dieses dürftigen, kaum hübsch zu nennenden Geschöpfchens willen mit den großen, hungrigen Augen hatte er sie also verlassen!

Ja, sie war aus der Art geschlagen, diese einzige Tochter des ältesten Petermann. Auch körperlich. Die anderen waren gesund, robust, hochgewachsen, blond und blauäugig. Fee war wie ein Hauch. So weiß und durchsichtig, so zerbrechlich wie ein Spielzeug aus Spinnweb, mit dunklen Augen und braunem Haar. Und doch hatte sie etwas unglücklich Mühendes an sich, trotz ihrer zur Schau getragenen Unliebwürdigkeit.

Sie liebte Harald Linkenbach offenbar, denn ihre großen Augen leuchteten heiß, solange sie auf ihn ruhten, und nachdem er sich verabschiedet hatte, bekamen sie jäh einen tief melancholischen Ausdruck.

Aber liebte er Fee?

Herthas Gedanken glitten schon über diese Frage hinweg, so oft sie sie erhob. Nein — sie wollte es nicht wissen. Es ging sie nicht das mindeste an. Es war ihr auch völlig gleichgültig. Vorüber sie nicht zur Ruhe kommen konnte, das war eine ganz andere Frage.

Sollte sie selbst in Hammerschlag bleiben, oder mußte sie unter den gegebenen Umständen gehen? (Fortsetzung folgt.)

Der Platz an der Sonne.

Roman von M. Czjgan. (Nachdruck verboten.)

Über Herthys Veruche zu ihrem heißen Verdruß vergebens, ihre nachdrücklichen Worte durch einen kalten, vernichtenden Blick zu bekräftigen. Sie durfte es nicht einmal wagen, die Lider aufzuschlagen, denn sie fühlte, daß die Tränen unaufhaltsam in ihre Augen gestiegen waren. Eine zornige Angst besiel sie, daß er ihre Tränen merken könnte. Ungeheim stand sie auf.

„Ach, komme überhaupt nicht mehr herein, wenn Sie da sind,“ stammelte sie. „Niemand mehr! Ich finde Sie zu greulich, zu gräßlich.“

Die Tür nach dem Korridor flog auf und zu. Verdruß schaute Mörringer auf sie hin.

Was bedeutet das? Er strich nachdenklich mit der Hand über die Stirn.



Schade. Hettly hatte ihm heute so gut gefallen. Er hatte ihr eigentlich etwas Angenehmes sagen wollen mit seiner Bemerkung über ihr verändertes Wesen. Denn sie war seiner Meinung nach in der letzten Zeit wirklich sehr zum Vorteil verändert. Er hatte das recht beobachtet können, denn er war ja um Trautes Willen fast täglich hergekommen, und Traute konnte ihm auch nicht genug Liebes von beiden Schwestern erzählen. Aber heute — womit hatte er sie eigentlich so außer sich gebracht? War er der Wahrheit so nahe gekommen? Hatte sie jemand gern und deshalb seinen Scherz als Indiskretion aufgefaßt?

Er strich wieder über das Haar. In seine Stirn grub sich eine Falte. Sonderbar. Eigentlich ärgerte ihn der Gedanke, daß Hettly eine Neigung gefaßt haben könnte. Sie war immer so nett zum Unterhalten gewesen. So frisch und vergnügt. So ein redter netter, kleiner Kamerad. Das würde sich natürlich ändern, wenn sie erst nach anderer Seite hin gebunden war. Aber auf wen konnte denn ihre Wahl gefallen sein? Er glaubte genau ihren Kreis zu kennen. Mark Fels vielleicht? Gott sei Dank, über den eingebildeten Phantasten hatte sie immer gelacht. Der Leutnant, den sie in ihrer letzten Stelle kennen gelernt hatte? Noch schöner! Das mußte sie doch wissen, daß der es nicht ernst mit ihr meinte! Herr Schmach, der dicke, faule Sohn des Hauswirts, der ihr auf die plumpeste Art den Hof machte? Unmöglich! Für einen Rentier von dreißig Jahren und dazu der Beschaffenheit des Herrn Schmach konnte eine junge Dame von Hettlys Geschmack sich nicht begeistern!

Aber wen kannte sie denn noch? Harry, den unverkennbaren Anbeter Christfels und —

Wöringer rief plötzlich außerordentlich heftig mit dem Taschentuch seine Stirn, verließ seinen Platz, lief bis zur Tür, kehrte wieder an den Ofen zurück und starrte mit zusammengebissenen Zähnen auf das Tischchen, den Korbsessel und den umgestürzten Arbeitskorb. Die bunte Seide und die Stickerie lagen auf dem Teppich. Er holte alles vor. Dabei fiel es ihm auf, wie mühselig die Näherei war. Er mußte es von Traute, daß die beiden Schwestern in ihren sogenannten Freistunden noch unzählige Arbeiten für den „Nienenkorb“ schafften. Aber so sorgfältig verstanden die flinken Finger die Fäden zu ziehen? So gedulbig vermochte die ungeduldige, kleine Hettly Stich um Stich zu legen?!

Er legte die Stickerie wie etwas sehr Kostbares ganz leise, ganz behutsam in den Korb zurück und fuhr zum Schluß mit einer fast zärtlichen Bewegung darüber hin. — Es war ihm, als habe er auf einmal einen Blick in die Seele, das innerste Wesen der immer geschwätzig, immer vorlaut und unbekümmert scheinenden Hettly getan.

Hettly war inzwischen hinausgelaufen und unmittelbar auf Traute gerannt, die zögernd in dem Korridor gestanden hatte. Traute brauchte, so lange sie verlobt war, immer erst ein paar Minuten der Sammlung, bevor sie zu ihrem Bräutigam hineinging. Sie machte sich selbst Vorwürfe darüber, daß es ihr jetzt schwer wurde, sich mit Wöringer freundlich und unbefangen zu unterhalten. Aber sie konnte sich nicht überwinden. Sie schob das Zusammensein mit ihm stets möglichst lange hinaus. Auch heute stand sie zaudernd draußen. Zweimal legte sie die Hand auf die Klinke, um sie nutzlos wieder zurückzuziehen. Da tönte die erregte Stimme Hettlys heraus. Und

gleich darauf stürzte diese in den Flur. Traute folgte ihr in die Küche.

„Was hast Du?“ fragte sie erstaunt.
„Sie hatte die letzten Worte im Zimmer drinnen noch verstanden und im ersten Augenblick geglaubt, Hettly mache wieder einen ihrer Scherze. Sie sah bald, wie sehr sie sich geirrt hatte. Still legte sie den Arm um die Fassungslose und strich sanft über den dicken, weichen Haarnoten. Hettly schluchzte eine Weile leidenschaftlich am Hals der Freundin. Dann richtete sie sich in die Höhe.“

„Ich bin zu dumme!“, murmelte sie verwirrt.
„Sei bloß nicht böse! Ich — ich — ich muß so nervös sein. Ich — ich weiß auch gar nicht, wie das kommt.“

Traute zog sie, ohne zu antworten, an sich und küßte sie. Ihr war sonderbar zumute. Das erschütternde Weinen war ihr durch und durch gegangen. Sie hatte Hettly bis jetzt nur lustig und heiter, niemals verstimmt oder traurig gesehen. Sie fühlte es instinktiv: Diese Tränen kamen nicht von nervöser Gereiztheit. Sie hatten einen tieferen Grund. Sie kamen aus einem wehen, zudenden Herzen.

Hettly selbst schien ihr aber schleunigst diese Meinung nehmen zu wollen. Sie hatte sich schon wieder aufgerichtet.

Der Theaterabend brachte über die Angehörigen des gefeierten Autors eine gewisse festliche, glückliche Stimmung. Sie hatten in einer Seitenloge Plätze, von wo aus sie deutlich Harry erkennen konnten, wenn er sich, nach den Aktjuchsen immer wieder hervorgejubelt, mit frohem, fast lachendem Gesicht vor der Menge zeigte.

Traute sah mit glänzenden Augen zu ihm hin. Sie fühlte sich ganz in den Bann dieses großen Erfolges gezogen. Das bunte Gewühl des Parketts, die vielen lebhaften, erregten Gesichter um sie her, das Brausen des Beifalls erregten auch sie.

Das alles hat ein Werk Harrys hervorzu- bringen vermocht! sagte sie sich. Sein Können, sein Schaffen reizt in diesen Stunden Hunderte von Menschen fort. Seine Gedanken lenken und beherrschen ihre Gedanken. Sein Empfinden geht wie selbstverständlich auf ihr Empfinden über.

Und unwillkürlich dachte sie daran, wie oft sie ihn in seinen über die Verhältnisse hinausgehenden Ansprüchen nicht begriffen, wie oft es ihr Schmerz und Pein gemacht hatte, wenn sie immer wieder von seiner Forderungnahme Josef Rainers gehört hatte. War er nicht, trotz seiner scheinbaren Leichterzigkeit, zielbewußter vorwärts gegangen als sie? Wenn er gefühlt, daß seine Schaffenskraft in engen Verhältnissen sich nicht voll und reich entwickeln konnte, war es nicht tausendmal besser gewesen, er hätte alle ihm erreichbaren Mittel benutzt, sich durchzuziehen, ohne sich um die Meinungen rechts und links von seinem Weg zu kümmern?

Sie selbst hatte sich viel zu lange und viel zu stark von dem Willen anderer Menschen gängeln lassen. Das empfand sie heftig und schmerzlicher als je. Trotz innerlichen Aufbäumens war sie aus dem harten Druck des Stiefvaters allmählich unter den ebenso harten Einfluß zufälliger Ereignisse, fremder Menschen geraten. Sie hatte ihr Streben nach einem selbständigen Beruf, ihren Kampf um ihren persönlichen Anteil am Glück nach wenigen fehlgeschlagenen Versuchen aufgegeben. Sie sah hier als die Verlobte eines ungeliebten Mannes, nach allen Richtungen hin gebunden und eingekengt!

Lagen diese Mißerfolge in der weichen Nachgiebigkeit der Frauennatur begründet? Oder waren sie das Ergebnis ihrer überstrengen Erziehung?

Aber das konnte ja nicht sein! Sie war noch jung. Sie mußte lernen, straff und aufrecht gehen! Sie wollte es lernen!

Wie ein inbrünstiges Wünschen zog es durch ihre Seele. Harrys Erfolg sollte auch ihr zum Erfolg verhelfen! Noch heute wollte sie eine der vielen Dessen, die sie gefangen hielten, zu lösen versuchen und ihrem Verlobten geischen, wie sie ohne ihren Willen und ihren Wunsch in das Verhältnis zu ihm getrieben worden. Sie war das ihm und sich schuldig. Und sie würde freier atmen, wenn sie diese Last abgestreift hatte. Und dann mußte sie eine ernste Beschäftigung suchen. Gerade heute morgen war von dem Leiter der Handelsschule, die sie besucht hatte, eine Anfrage eingelaufen, ob sie eine recht günstige Bureaustelle, für die er sie ganz besonders geeignet halte, annehmen wolle.

Das erschien ihr jetzt als ein Wind des Schicksals. Ohne zu zaudern, wollte sie zuzogen. Niemand sollte sie davon zurückhalten. Sie fürchtete sich nicht mehr vor der abhängigen Stellung. Sie wußte es jetzt. Der äußere Zwang war nicht das Unerträgliche. Nur vor sich selbst, vor seinem Gewissen mußte man frei sein und bleiben!



Serbisches Flüchtlingsefeld. Ein Flüchtlingsezug im Morabata.

„So was Dummes!“ sagte sie. „Ich glaube wirklich, ich fange an, altersschwach zu werden. Aber das kommt von dieser gräßlichen, unbefriedigenden Tätigkeit. Die macht einen geradezu zum Jammerlappen. Das muß ein Ende haben. Wird's, wie's wird! Aber meinen Klar muß ich durchführen. Und wenn's dabei mit dem Kopf durch die Wand gehn soll!“

Sie hatte mit noch nicht gar zu viel Erfolg versucht, ihren alten sorglosen Ton anzuschlagen und sehr energisch mit dem Taschentuch Augen und Nase bearbeitet. In dem Bestreben, Traute vollständig zu überzeugen, fuhr sie fort:

„Ich hab's mir auch schon überlegt. Wenn es nicht anders geht, muß Onkel Josef heran. Er wird mir ja schließlich das Geld zum Studium leihen. Du lieber Gott, wozu haben die Leutchen so unmeniglich viel Mammon! Allein können sie ihn doch nicht aufessen. Und wenn ich fertig bin, zahle ich ihnen den ganzen Kram ab. Wögen sie man ruhig ein bißel pumpen. Ganz schimmelig will ich nicht werden, ehe ich mein Ziel erreiche.“

Traute haschte nach der noch immer unruhig hin und her fahrenden Hand und drückte sie.

„Natürlich, Hettly, das wird das Beste sein. Ich verstehe, wie sehr Du darunter leidest, daß Du nicht an der rechten Stelle zu stehen glaubst.“

Hetty Erbach hatte am anderen Vormittag eine erste Unterredung mit Traute.

„Ich weiß wohl, daß ich eigentlich viel zu alt bin, um jetzt erst mit dem Studium zu beginnen,“ gab sie auf einen Einwand ihrer Freundin zur Antwort. „Es wäre natürlich besser gewesen, ich hätte früher angefangen. Aber es ging doch nun mal nicht. Und schließlich, was tut's, wenn ich mich jetzt mit doppeltem Eifer ans Werk machen muß? Das Lernen ist mir immer spielend leicht geworden. Dazu fühle ich einen wahren Heißhunger, geradezu eine Begier danach, alle meine Kräfte zu betätigen. Ich meine, da muß es vorwärtsgehen.“

Die Unterredung fand in Trautes Zimmer statt. Begierde war damit beschäftigt. Gut und Handschuhe fortzulegen. Sie war erst vor kurzem von einem Ausgang, den sie schon in den Morgenstunden gemacht hatte, zurückgekehrt.

„Es wird auch gehen, Hetty! Ich bin ebenfalls davon überzeugt. Ich freue mich mit Dir, daß Du zu einem solchen Entschluß gekommen bist. Besonders da ich weiß, wie schwer es uns Frauen wird, einschneidende Entschlüsse zu fassen und auszuführen.“

Hetty sah fragend auf. Traute kämpfte eine leichte Verlegenheit nieder und fuhr fort:

„Bei mir handelt es sich jetzt nämlich auch um solch ein Entschlußfaß. — Ich habe eben eine feste Anstellung in einem Bureau übernommen.“

„Anstellung?! — Du?!“

„Ja, in einem kleinen Städtchen in der Mark, in D. Ich siedle schon in den nächsten Tagen dorthin über. Denn ich muß bei der Familie des Fabrikbesizers, bei dem ich die Stelle übernehme, wohnen.“

Hetty sah die Freundin eine ganze Weile sprachlos an.

„Du bist wohl nicht klug?“ brach sie endlich los.

„Warum nicht?“

„Du weißt ganz genau, daß Dein — Dein — daß Herr von Wöringer sehr Eure baldige Heirat wünscht.“

Traute machte sich scheinbar wieder an ihrem Schrank zu schaffen.

„Davon kann noch keine Rede sein. In den großen Ferien kommen die Eltern her. Dann soll ja erst unsere offizielle Verlobung stattfinden. Und es würde Vater und Mutter auch absolut nicht gefallen, wenn ich gleich darauf heiraten wollte. Vater und Mutter würden —“

Das Gesicht Hetty's war immer verwundeter geworden.

„Vater, Mutter, Eltern! Sonderbar, wie eifrig Du auf einmal bemüht bist, vor allen Dingen an deren Wünsche zu denken.“

Trautes Kopf beugte sich noch tiefer über das aufgelegene Schubfach. Von ihrem Gesicht war nichts zu sehen. Nachdenklich sah Hetty eine Weile zu ihr hinüber.

Pflichtig fragte sie leise:

„Sag' mal, Traute, hast Du — Herrn von Wöringer — sehr lieb?“

Traute fuhr zusammen. Es war eine ganze Weile totenstill in dem Zimmer. Hetty stand auf und schlüpfte mit unhörbaren Schritten zu der Kinnenden.

„Ich frage nicht aus Neugier, nicht aus Uebermut.“ flüsterte sie mit bebender Stimme. „nur weil — nun, weil ich nicht anders kann, Traute, weil ich es wissen muß! Bitte, bitte, sei so gut! Antworte mir!“

Traute hob den Kopf und sah an Hetty vorüber zum Fenster hinaus. Die Stimme Hetty's hatte janderbar weich und flehend und zugleich zwingend geklungen.

Traute konnte nicht anders. Sie mußte ehlich antworten.

„Nein, Hetty,“ sagte sie ebenso leise. „Ich habe ihn nicht lieb, wie ich sollte.“

„Nicht?! Du hast ihn nicht lieb?! Gottlob! Gott sei Dank!“ Hetty stieß die Worte jauchzend heraus. Stürmisch riß sie die noch immer vor dem Schrank Hochende in die Höhe. — „Aber nein —“ sie wurde plötzlich wieder blaß. Ihre Hand strich hastig über Stirn und Augen. — „Nein, was ist mir denn? Warum hättest Du Dich denn mit ihm verlobt — es ist ja nicht möglich. Du, Du könntest — so — so schlecht nicht sein!“

Traute stand mit zusammengebissenen Zähnen. „Schlecht? Hetty, schlecht? Das würde ich doch nur sein, wenn ich ihn in dem Glauben an meine Liebe ließe. Oder wenn ich ihn einer anderen raubte, einer, die ihn —“ sie stockte und sah Hetty an. „die ihn — ja, Hetty, — die ihn wirklich liebt.“

Hetty war während der letzten Worte sehr unruhig geworden. Sie wünschte tief in ihrem Innern, dem Gespräch schnell eine andere Wendung geben zu können. Aber sie wurde unerwartet jeder Antwort überhoben. Es hatte vor wenigen Augenblicken draußen kurz und scharf geläutet. Jetzt klopfte jemand an die Tür.

„Fräulein von Erbach möchte rasch herunterkommen,“ meldete das Mädelein von Trautes Wirtin. „Der Herr Bruder ist erkrankt. Die Aufwärtlerin war gerade oben, um Sie zu holen.“

„Ernst?“

Hetty lief sofort bestürzt zur Tür. Traute folgte ihr ohne Besinnen. Sie wußten es beide: Ein Unwohlsein Ernsts war nie ohne Gefahr. Er war seit Jahren herzkrank. Das tüchtige Leiden schien trotz aller Schonung und Pflege nicht zu bannen. In der letzten Zeit waren die Anfälle letzterer gewesen. Desto heftiger ließ die Hiobspost jetzt Hetty erschrecken.

Sie fanden die kleine Familie unten in der lautlosen und doch wie von Angst und Schmerz erregten Geschäftigkeit der Krankenstube. Ernst lag auf der schmalen Chaiselongue seines Ateliers. Auf seinem weißen Gesicht perlte der Schweiß. Seine Augen waren weit geöffnet. Seine Brust rang leidend nach Luft. Frau von Erbach und Christel waren in angstvoller Zärtlichkeit um ihn bemüht. Auch Hetty glitt sofort zu dem Krankenlager, um zu helfen. Die Aufwärtlerin war zum Arzt gelaufen.

Traute stand einen Augenblick ungeschlüssig. Vorderhand war hier nichts für sie zu tun. Aber es fiel ihr ein, daß um diese Zeit stets Schülerinnen in dem Musikzimmer waren. Schnell ging sie dorthin.

„Sie müssen nach Hause gehen,“ sagte sie zu den beiden jungen Mädchen, die schon und flüsternd vor dem Klavier saßen. „Frau von Erbach ist es heute unmöglich, die Stunden fortzusetzen. Sie wird Ihnen Nachricht zukommen lassen, wann der Unterricht wieder aufgenommen werden kann.“

Die Mädchen suchten ihre Noten zusammen und gingen leise fort. Traute begleitete sie hinaus. Dann stellte sie die Glocke ab und schloß im Zimmer drinnen den Flügel. Wie verändert ihr plötzlich hier alles vorkam! Die ungewohnte Stille jetzt in der Mittagszeit, in der sonst die munteren oder schülerhaft pedantischen Weisen unermüdet aus dem Klavierzimmer heraus bis in jeden Raum der Wohnung drangen, machte sie fast traurig. Wie fleißig waren diese Menschen! Wie tatkräftig und mutig! Und doch vermochten sie Angst und Kummer nicht aus ihrem Saule zu bannen. Trotzdem pochte immer wieder die Sorge mit hartem Finger an ihre Tür.

Die Stunden schlichen grau und bleiern hin. Ernst erholte sich nur langsam von dem schweren Anfall. Die große Schwäche, die sich in der Folge einstellte, schien trotz aller angewandten Belebungs-mittel nicht zu weichen.

Frau von Erbach und Christel waren in all den Stunden kaum von dem Krankenbett gewichen.

Einmal hatte Hetty die Schwester am Kleide gezupft:

„Harry Burgl ist da. Er möchte Dich einen Augenblick sprechen.“

Aber Christel, die gerade ihren Arm unter Ernsts Kopf geschoben, um ihn höher zu halten, hatte nur abwehrend mit den Augen gewinkt.

Da war Harry auf den Zehenspitzen selbst in das Zimmer geschlichen, hatte sich in Christels Nähe an das Fenster gelehrt und mit nachdenklichen Blicken dem stillen Drama zugegesehen, das sich hier in der erschütternden Nüchternheit des Abtags abspielte, wie es sich oft, ach, so oft schon abgespielt hatte.

Erst gegen Abend trat Besserung ein. Der Arzt erklärte bei seinem zweiten Besuch, daß endlich die Gefahr vorüber sei. Nun zog Harry Christel in das Wohnzimmer.

„Sie sieht ja totenbläß aus,“ flüsterte er Frau von Erbach zu, „sie muß sich erholen.“

Christel folgte willentlich. Erichsdöpf ließ sie den Kopf an seine Schulter sinken. Er umschlang sie liebevoll.

„Nun wird alles gut werden, mein Mädel! Paß mal auf, wie die Sonne uns von jetzt an lachen soll!“

Er verriet nichts davon, wie sehr ihn selbst diese letzten Stunden angegriffen hatten. Er versuchte nur ihre Augen wieder frohzumachen.

„Ich habe beim Hinausbegleiten den Arzt gesprochen. Er meint, ein paar Wochen Raubheim würden Wunder an Ernst tun. Und nun schlage ich vor: Sobald es warm wird, schicken wir Ernst fort, für sechs Wochen mindestens. Dann muß er zur Nachkur noch sonst irgendwo hin. Und Mutter muß mit. Die holt sich dabei dann auch ihre alte Kraft und Friide wieder, die ihr während dieser langen Arbeitswochen abhanden gekommen sind. Fein sollen es die beiden haben, wie die Fürsten, jag' ich Dir! Nichts sollen sie entbehren, aber auch jarnücht, wie der Berliner jagt. Und ganz gesund und frisch und blitzbergnüht sollen sie wiederkommen.“

Es war das erstmal seit jener Aussprache zwischen ihnen im Winter, daß er Christel wieder mit dem vertraulichen Du anredete. Sie hatten es in den letzten Monaten vermieden, sich ohne Zeugen zu sprechen. Harry war seltener als früher gekommen, und Christel hatte sich bei seinen Besuchen fast schon vor ihm zurückgezogen. Jetzt aber, nach den eben durchlebten Angststunden, flüchtete sie wie selbstverständlich an seine Brust. Er empfand das mit einem warmen Frohgefühl und drückte behutjam ihr weiches Gesicht an sich. Sie sah mit geschlossenen Augen, den Kopf an seine Schulter gelehrt. Bei seinen letzten Worten glitt ein leichtes, glückliches Lächeln um ihren Mund.

„D, Harry, wie schön wäre es! Aber wie sollte das geschehen?“

Er hätte auch das Unmögliche möglich zu machen versucht, um das hoffnungsfrohe Lächeln auf dem lieblichen, blauen Gesichtchen festzuzaubern. Und er empfand es mit einer befreienden Dankbarkeit, daß er nicht zu leeren Versprechungen greifen brauchte.

„Hoho! Was Du denkst! Noch viel mehr wird geschehen! Während Ernst fort ist, richten wir ihn oben das Atelier ein. Es trifft sich famos, daß Professor Hans es aufgibt. Ich gehe nachher sofort zum Wirt und sichere es uns. Vorläufig wird natürlich nichts weiter verraten. Nur wir beiden, Liebchen, sind die Verdächtigen. Und wir beiden statten den Raum auf das schönste aus. Und wir beiden sorgen auch für die ersten großen Aufträge. Zwei Bilder bestellen wir bei Ernst. Zwei ganz große, schöne sollen es sein. Für unser Heim, Liebchen. Für unser eigenes Nest.“

Er flüsterte die letzten Worte zärtlich in ihr Ohr. Und sie richtete sich erichredt in die Höhe und sah ihn verwirrt an.

„Unser? Nein!“



Das Rot flog langsam in ihr Gesicht.

„Unser Heim!“

Sie hatte den Gedanken daran nach heißen, inneren Kämpfen aufgegeben. Jetzt erriep sie sich wieder mitten beim Spinnen goldener Zukunftsträume.

Wenn sie um des Geliebten willen nicht verzichten müßte!

Er erriet ihre Gedanken.

„Unser Heim!“ wiederholte er noch einmal nachdrücklich. „Ja, Liebchen, jetzt dürfen wir daran denken, es uns einzurichten, und Du vorsichtiger, kleiner Rechenmeister sollst keinen Grund mehr haben, Bedenken in den Stand meiner Geldverhältnisse zu setzen. Sieh' mich mal an! Ich bilde mich zur „guten Partie“ aus. Zehntausend Mark sind mir heute für den ersten Abdruck meines letzten Romans geboten worden. Zehntausend Mark! Und ich lasse ihn nicht mal dafür. Ich gedenke meiner jungen Ruhm ganz anders auszunutzen. Und von meinen „Hungertagen“ ist es jetzt schon gewiß, daß sie mir ein kleines Vermögen einbringen. Alle Deine Einwände helfen Dir also nichts mehr. Liebchen, begreißt Du das? Wilst Du nun endlich, endlich mein werden?“

Er hatte erregt und stürmisch gesprochen, in dem leisen Zuberlton innerlicher Glückseligkeit. Ohne auf ihre Antwort zu warten, zog er sie an sich, seine Lippen auf ihren Mund drückend. Sie schmiegte sich mit tiefen Aufatmen in seinen Arm.

„Glücklich sein dürfen?! Harry, wir sollen es sein? Wir sollen ganz froh, ganz sorglos, ganz glücklich sein dürfen?“

Ihr schonal gewordenes Gesicht überzog sich rosig. Ihre Augen leuchteten verlangend und sehnsuchtsvoll. Sein Arm legte sich fester um sie. Sie merkten es beide nicht, daß die Tür zum Nebenzimmer sich öffnete und Gerty eintrat.

Ein paar Augenblicke starrte diese verwundert zu den beiden hin.

„Was ist denn los?“ entfuhr es ihr.

Sie biß sich gleich darauf auf die Lippe. Aber Harry hatte den leisen Ausruf schon gehört. Mit strahlendem Gesicht sah er sich um.

„Ein Brautpaar!“ rief er fröhlich. „Kommt näher, schöne Schwägerin, und wünsche Glück. Deine Schwester will noch immer nicht daran glauben, daß sie meine Braut ist. Sag's ihr bitte laut und deutlich, und vergiß nicht, sie möglichst oft daran zu erinnern, damit sie sich endlich an das Unvermeidliche gewöhnen lernt.“

„Gottlob!“ jagte sie aufrichtig. „Ich dachte wirklich schon, Ihr wolltet eine ganz moderne Art einführen und Euch ohne jeden Grund trennen, noch bevor Ihr Euch richtig verlobt oder gar verheiratet hättet.“

„Du machst es einmal fixer mit dem Verloben, nicht wahr?“ lachte Harry.

Gerty preßte die Lippen aufeinander. Ihr Gesicht sah schmerzhaft aus. Aber sie riß sich, wie immer, reich zusammen.

„Ich was, bei mir ist das ganz etwas anderes. Mich will ja absolut kein Mensch haben, wie Ihr wißt. Ich werde mich deshalb zum gelehrtesten Strumpf ausbilden, den es je gegeben hat. Ihr sollt Euer Wunder an mir erleben. Paßt mal auf, was für einen Respekt ich Euch noch einflößen werde.“

Traute war, als die in Ernsts Zustand eingetretene Besserung sie alle wieder aufatmen ließ, sehr eilig ausgegangen. Sie wollte Möringer entgegengehen, um ihm heute nicht, wie sonst fast immer, im Vorbeigehen der anderen zuerst gegenüberzutreten. Sie hatte ihn, ihrem gestrigen Vorlaß getreu, sofort nach der Rückkehr aus dem Theater geschrieben. Noch in der Nacht. Und am Frühmorgen war sie selbst mit dem Brief an den Kasten gegangen. Nun wollte sie ihm auch Aug' in Auge Menschenschaft ablegen. Es sollte alles klar zwischen ihnen werden. Und sonderbar! Den ganzen Tag über hatte sie in tieferer Unruhe an diese Stunde der Begegnung gedacht, sie in wechselndem Empfinden gestürzter und herbeigesehnt. Jetzt aber fühlte sie sich ruhig und sicher. Sie wußte, was sie zu tun hatte. Die Aussprache mit Gerty hatte ihr den Weg gewiesen.

Es war ein sehr unfreundlicher, kalter Abend. Die Menschen liefen eilig über die Straße. Der Wind riß scharf an den Kleidern. Der Regen setzte in groben Strichen. Traute war froh, als sie Möringers Gestalt auftauchen sah. Aber er war nicht allein. Frau von Ulfelder ging neben ihm. Das errieten ihr als ein böses Omen. Traute mußte all ihre Willenskraft aufbieten, um die alte Befangenheit, die sich wie früher bleiern auf sie legen wollte, niederzuringen und den beiden äußer-

lich ruhig entgegenzutreten. Auch Möringer schien erregt. Er sah blaß und ernst aus. Sie konnten beide kein warmes Wort der Begrüßung finden. Nur Frau von Ulfelder zeigte sich in ihrer gewöhnlichen, kühlfreundlichen Art. Sie erkundigte sich sofort nach Ernsts von Erbach, von dessen Erkrankung sie durch eine telephonische Benachrichtigung Harrys bei Rainers gehört hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs-Allerlei

Der Wert des Eisernen Kreuzes. Jeder deutsche Soldat, der sein Eisernes Kreuz auf der Brust trägt, weiß, welchen besonderen Wert das schwarz-weiße Ehrenzeichen für ihn besitzt und welche persönliche Opfer ihm seine Erwerbung gebracht hat. Interessant mag aber sein, zu erfahren, zu welchem Kurs die deutsche Auszeichnung derzeit in England „gehandelt“ wird. Darüber gibt eine Anzeige der „Times“ vom 22. November Aufschluß. Dort bietet ein geschäftstüchtiger Brit ein „wirkliches deutsches Eisernes Kreuz“, das er angeblich bei Loos gefunden hat, zum Verkauf an. Er fordert fünfzig Pfund, das sind rund tausend Mark. Für ein „Hunnen“-Ergebnis immerhin eine Verschöpfung, die man einem Engländer von heute kaum zutrauen sollte.

Rästel-Ecke

Rästel.

I.
Festlich, fröhlich, hoch und hehr
Triß's im Ehrenschmuck daher.
Nagt abdam im Lauf der Zeit
An ein feines Silberstück,
Wohi sich später wunderhohd
Ein Gewand von reinem Gold,
Bis wohl gar sein Ehrenkranz
Straßt im Diamantenglanz.

II.
Mein Erstes ist nicht wenig,
Mein Zweites ist nicht schwer,
Mein Ganzes läßt dich hoffen,
Doch hoffe nicht zu sehr.

III.
Es fehlt dir eines, das ich mein',
Wenn dies dir fehlt, ist alles denn.
Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung der Rästel in voriger Nummer:
I. Ehe. — II. Weisß.

Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.

Berlin SW., Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 u. 15265.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Obermoseler	0,90
1909er Remicher	1,—
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer Weine

1908er Gensinger	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	1,75

Rot- und Bordeaux-Weine

1911er St. Laurent	1,—
Fronsac Bordeaux	1,10
1911er Cru du Moulin	1,30
1909er Saint Seurin	1,50
1905er Château Gazin Fronsac	2,—

Als Spezialität empfehlen wir:

Französischer Rotwein	per Ltr. 1,25
Obermoseler	0,95
Edenkobener	0,95
Tarragona (rot) portweinähnlich	1,75

— In Korbfaschen von 5 und 10 Liter Inhalt. —
In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Echte Fuchs-Kolliers
M. 45—
Pelzwarenfabrik
Leipziger Strasse 58. I.
nahe Spittelmarkt.

Klischees in Autotypie und Strich
Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstr. 50

Zur Anfertigung von
Druckarbeiten
empfiehlt sich die
Hof-Buch- und Steindruckerei
von
Wilhelm Greve
Berlin SW. Ritterstr. 50

Kaufe mein Bett.
Soeben rat, dich Damentober, grabe
1/2 schätz. Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen
mit 20 Pfund neuen Halbdaunen, das
Bett Nr. 30.—, dasselbe Bett mit Daunen-
bedeckte Nr. 35.—. Feinestes bestes
Baumwollbett Nr. 40.—. Zweifachläufig toilet
jedes Bett Nr. 5.— mehr. Nichtgel. Weiß
garn. Bettfedern billig. Kat. frei. 30.000
Stücken. 1050 Danföreb. Bettenfabrik
Th. Kranefuss, Kassel 44.

Soeben erschienen! Soeben erschienen!

Wilhelm Greve's
Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz
Maßstab 1:5 000 000 Bildgröße 72 x 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittel-
ländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Ägypten,
im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der
Länder- und Städtenamen und die leicht lesbare Schrift gestatten eine
schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von
Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.,
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 11298. Berlin SW 68, Ritterstraße 50 Fernsprecher: Amt Moritzplatz 11298.

Gegen Gicht und Rheumatismus

nur Girheubin

Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel

Vollkommen unschädlich!

Reguliert die Magen- und Darmfähigkeit

Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

Preis der Dose: **Mark 3.50**

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 20.-** franko.

In den Apotheken erhältlich
oder durch die

**Adalbert-Apotheke
Berlin SO 26.**



Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter V... Bützow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F... Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N... Frankfurt a. M. Sie sandten mir eine Probedose Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B... Wolfsbüttel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A... Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R... Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hätte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L... Friedberg (Oberbay.). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin bezulegen.

Dr. A. A... Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R... Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H... München. Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S... Saarburg. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W... Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F... Koshelm. daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen....

Dr. N... Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T... Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T... Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W... Netphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Badekuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.